

17

## Mafia.

(Rauch und verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Assunta entkleidete sich indessen und badete ihren Körper, ohne sich abzutrocknen. Darauf begann sie neugierig im Zimmer umherzuwandern, mit den Füßen behaglich die Kälte der blauen Fajencefliesen auffaugend und die Kühlung genießend, die die Luft um ihre nasse Haut legte.

Unten hörte sie ein Weib schluchzen. Sie blieb einen Augenblick stehen und lauschte.

Die Gräfin kam noch immer nicht.

Sie setzte sich auf den ägyptischen Divan, der schräg in dem großen Zimmer aufgestellt war.

War es möglich, daß Angelo ihretwegen die Macheffina aufgegeben hatte, daß er sie liebte, ihrer harrete! Ach wäre er bloß hier, daß sie es aus seinem eigenen Munde hören könnte!

Warum mußte sie so kommen, gegen seinen Willen, ihn überrumpelnd? Wo sie doch als seine Verlobte hätte kommen können!

Sie ging ans Fenster und blickte durch die Holzjalousien hinab auf die kleine Piazzetta. Alle Türen waren versperrt. Kein Mensch zu sehen.

Das Schluchzen da unten wollte nicht aufhören. Worüber die er nur so verzweifelt war?

Sie warf einen zögernden, zufriedenen Blick auf sich selbst, als sie an dem großen Spiegel vorbeiging, und setzte sich wieder auf den Divan.

Eine traurige Stimmung begann sich ihrer zu bemächtigen. Sie fühlte eine Unruhe in ihrem Herzen, die sich nicht bekämpfen ließ.

Da kam die Gräfin zurück, zerstreute die Wolken mit ihrem strahlenden Lächeln und setzte sich neben sie. Sie musterte den jungen weißen Körper und sah zufrieden, wie das Blut alle Formen rundete und spannte.

„Wer schluchzt da unten so?“

„Ein junges Bauernmädchen, Rusidda. Ihre Mutter ist gestorben.“

„Die Arme!“

„Das ist die Ordnung der Natur. — Aber willst Du nicht ein wenig ruhen? Ich ruhe des Nachmittags auch. Dann speisen wir zusammen hier, wir beide allein. Du brauchst nicht mit all den Fremden zusammenzutreffen — und heute Abend siehst Du Angelo. Komm, Du kannst nach der Reise ein wenig Ruhe brauchen. Leg Dich aufs Bett. Du siehst, es ist breit genug für uns beide.“

Die Gräfin zog die dunklen Gardinen ganz vor. Halbdunkel fiel über das Gemach.

„Nimm die Decke, wenn Du willst.“

„In dieser Hitze? Ich liege sonst ganz nackt auf dem Bette.“

„Ich auch.“

„Aber es ist vielleicht nicht passend.“

„Unsinn, Kind! Wir beide!“

Die Gräfin entkleidete sich und wusch sich mit einem großen Schwamm; dann legte sie sich zu Assunta, ein wenig atemlos, während das junge Mädchen mit dem Beobachtungsvermögen eines Kindes jeder Bewegung folgte. Einen Augenblick lagen beide stumm.

„Erzählst Du mir nichts von Angelo?“ begann die Gräfin. „Ist er süß?“

„Er ist so, daß ich entweder mit ihm leben oder ohne ihn sterben muß. Darum kam ich.“

„Und wenn er nun verlobt wäre?“

„So würde ich hier unten sterben.“

Die Gräfin ging leicht über die Antwort hinweg und fragte rasch:

„Hast Du ihm angehört?“

Assunta schwieg.

„Wie kam es? Du weißt, mir kannst Du alles vertrauen. Wie kam es?“

„Wie es kam? — O — das war an einem Abend. Du weißt, wir wohnten in Via Gregoriana. Ich hatte ihm verboden, beim Tor zu warten, nachdem Mutter zu Bett ge-

gangen. Er kam von draußen. Wir gingen zum Monte Pincio hinauf. Die Gittertüre war längst versperrt. Wir gingen unter den Steineichen vor der französischen Akademie auf und ab. Es war im vorigen Frühling. Der Mond schien. Wir sprachen nicht sehr viel. Zuletzt setzten wir uns auf die Steinbrüstung über der spanischen Treppe. Wir sprachen zuerst von den Laternen in Via Condotti. Aber mit einem Male küßte er mich — und ich küßte ihn — und er sagte, er könne nicht ohne mich leben.“

Dann wollte er heim. Aber ich bat ihn, wir möchten noch lange, lange umhergehen. Es waren gar keine Menschen da und alles so still, so still!

Als wir dann heimkamen, nahm er mich mit auf seine Stube — und so kam es.“

Gräfin Lucia lag mit halb offenen Augen und hielt Assuntas Hand in der ihren.

Nun begann sie zu fragen. In die geheimste Kammer wollte sie dringen.

Und das Kind antwortete. Dieß sich Schritt für Schritt weiter drängen. Dieferte die geringste Einzelheit aus, wie sie in ihrem Sinn eingebrannt stand. Sowie die Gräfin Rusidda ausgeforscht, so forschte sie nun in Assunta. Nun kannte sie ihren Jungen in den verborgensten Aeußerungen seines Wesens.

Und das befriedigte sie. . . .

Eine halbe Stunde später stand der Tisch im Schlafzimmer gedeckt. Die Gräfin speiste allein mit ihrem jungen Gast.

Während des Speisens gab sie Assunta Bescheid über das Programm des Abends.

„Wir haben das Haus voll von Gästen“, sagte sie. „Auch alle Hotels sind voll. Sie haben in den leeren Gefängniszellen Gastzimmer einrichten müssen. Ich habe auch für Dich ein Zimmer bestellt. Dorthin wird Angelo heute abend kommen und Dich treffen. Ihr habt natürlich das und jenes miteinander zu sprechen und nichts dagegen, ein wenig allein zu sein?“

„Aber geht das an?“

„Es ist ja früher auch gegangen. Und niemand soll es erfahren. Nicht einmal dein Vater soll es wissen. Wir Frauen verstehen uns besser auf die Wünsche der jungen Leute!“

„Du bist so gut!“

Assunta fühlte sich ein wenig schwer, aber sie ließ sich verleiten, den Wein zu kosten und wurde mutwillig wie ein Kätzchen.

Nach Tische wurde Kaffee eingeschenkt, und zwei Lehnstühle wurden hereingebracht.

Die Gräfin fragte und fragte. Bald gab es keine Falte in Assuntas Herzen, die sie nicht bloßgelegt hatte.

Es war Dämmerung, als Pamso in das Schlafzimmer geführt wurde.

Die Gräfin mußte beim Anblick des aufgeputzten Gainers selbst lächeln. Er trug wieder einen von den abgelegten Anzügen des Grafen, der an der wenig martialischen Figur des Trägers da und dort ein wenig schlotterte.

Die Gräfin stellte vor: „Herr Tardini, der Dich zu dem improvisierten Hotel bringen wird. Herr Tardini ist ein guter Freund unseres Hauses.“

Pamso verbeugte sich tief und rannte sich wieder empor, um die Falten seines Anzuges nach Möglichkeit auszufüllen.

Assunta küßte die Gräfin zum Abschied und folgte Pamso fröhlich hinab.

Unten auf dem Corso hielt ein geschlossener Wagen, in den sie einstiegen.

Sie mußten Schritt für Schritt fahren. Auf der Straße gab es immer noch Gedränge und Lärm, Schreien und Singen; die Bauern strömten hinaus gegen die Piazza dell' indipendenza. Alle Häuser waren illuminiert, der Platz selbst aber war ein einziges Lichtmeer, und die anstoßende Anlage, Villa Garibaldi, am Alltag öde und verlassen, war heute ein strahlender Feengarten, der alles an sich lockte. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Selbst junge Mädchen, die alle anderen dreihundertvierundsechzig Tage des Jahres eingesperrt in ihrer Stube saßen, durften an diesem

Abend ihre hübschen Gesichter zeigen — Den Vater unter dem einen und die Mutter unter dem anderen Arm.

Assunta versah mit den Augen, was sie von diesem Fest, von dem Angelo ihr so oft abenteuerliche Schilderungen gegeben hatte, zu sehen vermochte.

Vor dem großen, düsteren Gefängnis stiegen sie aus. Der Direktor stand da und grüßte.

„Gehen Sie nur!“ sagte er kurz. „Es ist in Ordnung.“ Er folgte Assunta mit den Augen und schüttelte bitter den Kopf.

„Hier ist es unheimlich!“ sagte Assunta. „Man vergiftet es, wenn man drinnen ist,“ meinte Panso. Einen Augenblick danach begegneten sie auf dem Gange vier Carabinieri, die einen großen bleichen Mann in Handeisen zwischen sich hatten.

„Calogero! Armer Unglücklicher!“ sagte Panso und blieb stehen, während Assunta unwillkürlich seinen Arm nahm und sich an ihn schmiegte.

Calogero sah Panso an, ohne ein Wort zu sprechen, aber bei diesem Blick kribbelte es jenem kalt über den Rücken hinab.

Ein Schließer stand bei Assuntas Zelle, gab Panso den Schlüssel und verschwand.

Das Unbehagen des düsteren Gefängnisraumes legte sich der Eintretenden auf die Brust. Ein Eisenbett war heringestellt worden. Sonst war nichts geschehen, um den Charakter eines Gefängnisses zu mildern.

„Kommt Angelo bald,“ fragte Assunta sogleich, (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Auf dem Meere.

Von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Albert Cronau.

Um zwei Uhr morgens klopfte man an die Tür der Hütte und rief: „Antonio, Antonio!“, worauf Antonio sofort vom Bett aufsprang. Es war sein Kamerad, sein Genosse beim Fischfang, der ihn Bescheid gab, er müsse nur in See gehen.

Er hatte in der Nacht wenig geschlafen. Um elf Uhr hatte er noch mit seinem armen Weibe Rufina geplaudert, die sich unruhig im Bett hin und her wälzte und ihm von den Geschäften sprach. Schlimmer hätte es nicht sein können! Das war ein Sommer! Im vorigen waren die Thunfische in unabsehbaren Scharen durchs Mitteländische Meer gezogen. Auch am schlechtesten Tage tötete man zwei- bis dreihundert Arroben,\*) das Geld zirkulierte wie ein wahrer Gottesfegen, und Leute, wie Antonio, die sich gut hielten und ihre kleinen Ersparnisse machten, konnten sich vom einfachen Schiffer emporarbeiten und sich eine Barke kaufen, um für eigene Rechnung zu fischen.

Der kleine Hafen war voll. Eine wirkliche Flotte hielt ihn alle Abende besetzt, und man hatte kaum Raum, sich zu bewegen; aber mit der Vermehrung der Barken hatte sich auch eine schlimme Verminderung des Fischfanges eingestellt.

Man zog mit den Netzen nur See gras oder kleine Fische heraus, minderwertige Ware, die in der Pfanne zergerät. Die Thunfische hatten diesen Sommer einen anderen Weg genommen, und niemandem gelang es, einen auf seine Barke zu ziehen.

Rufina war von diesem Stand der Dinge ganz erschrocken. Es war kein Geld im Hause, sie hatten beim Väter und im Laden Schulden, und Herr Tomas, ein Schiffseigentümer, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte und in Folge seiner Wuchergeschäfte Herr des Ortes geworden war, verlangte sein Geld samt den Zinsen zurück. Fünfzig Duros hatte er ihnen zur Vollenbung der schlanken, schnell segelnden Barke geliehen, die alle ihre Ersparnisse verschlang.

Während Antonio sich anleidete, weckte er seinen Sohn, einen Schiffsjungen von neun Jahren, der ihn beim Fischfang begleitete und wie ein Mann arbeitete.

„Vielleicht habt Ihr heute mehr Glück,“ murmelte die Alte vom Bett aus. „In der Küche findet Ihr den Korb mit dem Mundvorrat. Gestern wollte man mir im Laden nicht mehr borgen. Herrgott, was ist das für ein hundsgemeines Gewerbe!“

„Schweig, Frau, das Meer ist schlecht, aber Gott wird schon weiter helfen!“ Gerade gestern sahen einige einen Thunfisch, der rasch dahinschwamm, ein alter, den sie auf mehr als 20 Arroben schätzten. Denke Dir, wenn wir den fingen . . . das gäbe wenigstens sechzig Duros!“

Während der Fischer sich fertig machte, dachte er an diesen großen Fisch, an diesen Einzelgänger, der sich von seinem Zuge trennt hatte und durch die Nacht der Gewohnheit zu denselben Gewässern wie im vorigen Jahr zurückkehrt war.

Antonio stand schon zur Abfahrt bereit, mit dem Ernst und dem befriedigten Gefühl eines Mannes, der sich in einem Alter, in dem andere noch spielen, selbst sein Brot verdient. Auf der Schulter trug er den Korb mit dem Mundvorrat und in der Hand einen mit den Lieblingsfischen der Thunfische, dem besten Köder, um sie anzuloden.

Vater und Sohn gingen aus der Hütte und am Strand entlang, bis sie zum Hafendamm der Fischer kamen.

Der Gefährte erwartete sie in der Barke und brachte inzwischen das Segel in Ordnung.

Die Flottille bewegte sich in der Dunkelheit fort, wobei ihr Pfahlwert von Masten hin und her schwankte. Die schwarzen Schatten der Schiffsmannschaft huschten darüber hinweg, das Stillschweigen wurde von den Masten, die aufs Deck fielen, dem Knarren der Rollen unterbrochen, und die Tauen und Segel waren in der Dunkelheit wie ungeheure Laken ausgebreitet.

Der Ort erstreckte sich ganz nahe ans Wasser seine geraden, mit weißen Häuschen eingefassten Straßen, worin für einige Zeit die Sommerfrischer Wohnung genommen hatten, alle jene Familien, die aus dem Inlande gekommen waren, um das Meer aufzusuchen.

Beim Hafendamm war ein großes Haus, dessen Fenster wie glühende Desen leuchteten und Streifen Lichtes auf das unruhige Wasser fallen ließen. Es war das Kasino. Antonio warf einen hagerfüllten Blick darauf. Wie die Leute dabinnen doch die Nacht durchschwärmten! Sie verspielten wohl ihr Geld! Wenn die früh aufstehen sollten, um ihr Brot zu verdienen!

„Hört auf! Viele sind vor uns!“ Der Gefährte und Antonico zogen an den Tauen und langsam stieg das lateinische Segel in die Höhe, und begann zu zittern, als es vom Winde gekrümmt wurde.

Die Barke glitt erst auf der ruhigen Oberfläche der Bucht sanft dahin, dann wogte das Wasser hin und her, und sie begann heftig zu schwanen; sie waren außerhalb der Landspitzen im offenen Meer.

Vor ihnen lag die dunkle Unendlichkeit, worin die Sterne funkelten und auf allen Seiten waren auf dem Meere Barken und wiederum Barken, die sich wie spitzspitzige Geisterfahrzeuge über die Bogen glitten, entfernten.

Der Gefährte sah zum Horizont hinauf: „Antonio, der Wind dreht sich!“

„Ich habe es schon bemerkt.“

„Wir werden eine schwere See haben.“

„Ich weiß es wohl, aber nur hinein! Wir wollen uns von all diesen, die hier herumkreuzen, entfernen.“

Dabei ging die Barke statt hinter den andern her, die den Weg auf die Küste zu nahmen, mit dem Bug ins Meer hinein. Es fing an zu tagen. Die rote, wie eine ungeheuerere Oblate aussehende Sonne warf ein Feuerdreieck aufs Meer und das Wasser brauste, als ob es einen Brand reflektierte. Antonio ergriff das Steuer, der Kamerad war beim Mast und der kleine am Bug sah forschend aufs Meer hinaus. Vom Heck und den Seiten der Barke hingen Haarfäden herab, woran die Köder im Wasser dahinglitten.

Dann und wann ein Rud — und ein Fisch war oben, der hin und her sprang und wie lebendiges Zinn glänzte. Aber es waren nur kleine Stücke — nichts. So gingen die Stunden dahin; die Barke glitt immer vorwärts, neigte sich bald über die Wellen und sprang dann wieder in die Höhe, so daß sie ihren roten Kumpf zeigte. Es war heiß, und der kleine Antonico glitt die Luke hinauf, um aus der Wassertonne zu trinken, die in dem engen Schiffsraum stand.

Um zehn Uhr hatten sie das Land aus dem Gesicht verloren; sie sahen nur vom Heck der Barke aus die fernen Segel der anderen Bote wie Flossen von weißen Fischen.

„Aber, Antonio!“ rief der Gefährte aus. „Gehen wir denn nach Draan? Wenn doch keine Fische zum Vorschein kommen wollen, ist es ebenso gut hier, wie weiter raus!“

Antonio wandte das Segel und die Barke begann hin und her zu schwanen, ging aber nicht in der Richtung aufs Land.

„Jetzt wollen wir einen Bissen essen,“ sagte er heiter. „Bring mal den Korb her, Freund! Die Fische werden schon kommen, wenn sie wollen.“

Für jeden gab es ein großes Stück Brot und eine rohe Zwiebel, die mit Faustschlägen auf dem Rand des Schiffes zerstoßen wurde. Der Wind wehte stark, und die Barke schwannte auf den breiten, hohen Bogen heftig hin und her.

„Sieh da,“ schrie Antonio vom Heck des Schiffes aus, „ein großer Fisch — und wie groß! Ein Thunfisch!“ Die Zwiebeln und das Brot rollten vom Heck herunter, und die beiden Männer erschienen am Rand des Fahrzeuges.

Zatwohl, es war ein Thunfisch, aber ein ungeheuer großer, dickbäuchiger, mächtiger, der seinen Samtriden fast mit dem Wasser gleich dahingleiten ließ, vielleicht der Einzelgänger, wovon die Fischer soviel sprachen. Er schwamm mächtig dahin, wobei er seinen kräftigen Schwanz leicht einzog; er ging von der einen Seite des Schiffes nach der anderen, kam den Leuten bald aus dem Gesicht und kam dann einen Augenblick wieder zum Vorschein.

Antonio wurde vor Erregung rot und warf eiligst das Tau mit einem fingerdicken Angelhaken ins Meer.

Das Wasser wurde unruhig, und die Barke bewegte sich, als ob jemand mit kolossaler Stärke an ihr zöge, sie in ihrem Laufe auf-

\*) Spanisches Gewicht = 10 Kilo.

Hielte und sie umzuschlagen versuchte. Das Deck schwankte, als ob es unter den Füßen der Schiffsmannschaft weggezogen würde, und der Mast krachte infolge des geschwellten Segels, aber bald ließ das Hindernis nach, und die Barke, die einen Sprung machte, konnte ihren Lauf fortsetzen.

Das vorher straffe, gespannte Tau hing nun wieder schlaff und kraftlos herab. Man zog es herauf, und der Angelhaken kam an die Oberfläche; er war aber trotz seiner Dide jetzt zerbrochen und mittendurch gespalten. Der Gefährte schüttelte traurig den Kopf.

„Antonio, dieses Tier kann mehr als wir. Mag es fortziehen! Wir können Gott danken, daß die Angel zerbrochen ist. Es hätte wenig gefehlt, und wir wären untergegangen.“

„Wir sollten es lassen?“ schrie der Herr. „Ein Teufelsstück! Weißt Du, was das wert ist? Es ist keine Zeit zu Bedenken oder Furcht. Auf ihn, auf ihn!“

Er ließ die Barke wenden und kehrte zu demselben Gewässer zurück, wo die Begegnung stattgefunden hatte. Er setzte nun einen neuen, sehr großen Angelhaken ein, woran er verschiedene Köder aufspießte, und ohne das Steuer loszulassen, ergriff er einen spizen Bootshaken. Er wollte diesem dummen, kräftigen Tier schon einen sanften Schlag damit geben, wenn es in seinen Bereich käme!

(Schluß folgt.)

## Geographische und kulturelle Streifzüge durch die Eiszeit.

II.

Mag auch eine große Anzahl verschiedener Umstände dazu beigetragen haben, den Menschen aus seinem urzeitlichen Naturzustande herauszuheben, so ist doch das wesentlichste Moment die Veränderung der Daseinsbedingungen. Das ist von jeher so gewesen und auch heute noch so. Wo der Kampf ums Dasein allzu hart ist, muß der Mensch seinen Sinn, seinen Verstand, seine ganze Tätigkeit lediglich auf die Befriedigung des Nahrungstriebes richten. Mit der besseren Lebenshaltung steigt, vielleicht manchem unbewußt und unbemerkt, auch der Sinn und die Empfänglichkeit für die idealeren Güter des Daseins. Eine höhere Kultur ist nicht möglich, wenn der Mensch nur die rauhe Seite des Lebens kennen lernt. Daher auch der berechtigte Wunsch und das natürliche Streben des Menschen, die Daseinsbedingungen zu seinen Gunsten zu verändern. Nichts aber ist so sehr in diesem Daseinsbedingungen eine günstige Wendung zu geben, als klimatische Einflüsse. Sagt doch schon Humboldt in seinen „Ansichten der Natur“: „Wenn auch der Anfang der Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch deren Richtung, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit großenteils von klimatischen Verhältnissen ab. So gewiß der Bewohner des Festlandes an Lebensweise und Charakter ein anderer ist als der Insulaner, der Sohn der Berge verschieden von dem Nachbar, der in Tal und Ebene lebt, der urwaldbewohnende „Wilde“ sich unterscheidet von der schweifenden Rothaut; so sicher haben klimatische Bedingungen an der Differenzierung des Menschengeschlechtes hervorragenden Anteil gehabt. Einheit der Art! Unendliche Mannigfaltigkeit in Gestalt, Farbe, Sprache, Sitte!“

Verhältnismäßig spät, soweit gegenwärtig unsere Kenntnis reicht, ist der Mensch Bewohner dieser Erde geworden. Unter einem glücklichen Himmel hat er die Tage der Kindheit verbracht. Reichliche Nahrung stand ihm zu Gebote. Nichts vermiffend, nichts verlangend, lebte er dahin. Nicht katastrophenartige Ereignisse dürften ihn aus seinem Paradiese vertrieben haben, auch keine planbolle Auswanderung hat ihn geleitet: allmähliche Wandlung des Klimas zerstreute die urmenschlische Gesellschaft. Der Himmel, unter dem unsere frühen Ahnen wohnten, kannte jedenfalls keine großen Gegensätze: gleichmäßige Wärme und Feuchtigkeit, ein ewiges Blühen und Reifen der Natur. Nur die rhythmische Folge von Tag und Nacht brachte ein wenig Wechsel in das stete Einerlei. Da fehlten natürlich alle Bedingungen des Fortschrittes, alle Voraussetzungen einer geistigen Kultur. Wo der Urmensch gefessen auf Erden, wann zuerst Abkommen von ihm nach Europa\*) gewandert sind, wissen wir nicht. Nur das bestätigten die paläontologischen Funde, daß zur Eiszeit der Mensch in Mitteleuropa der Genosse der großen Dickhäuter und Raubtiere war.

Der hereinbruch der Eiszeit war für die Lebewelt von einschneidendster Bedeutung. Pflanzen und Tiere änderten die Lebensweise, wanderten aus oder starben. Neue Formen und Trachten kamen von Norden herab, kräftige Gestalten, zum Streite herausfordernd. Enger und enger wurde der Raum, den die Gletscher freiließen, heftiger entbrannte der Kampf ums Dasein. Jetzt galt es, die Sinne zu schärfen, die Faust zu rüsten zum Ringen mit der fargenden Natur. Die segensreiche Kraft des Feuers trat in ihr Recht, die ersten Erfindungen wurden im Drange der Not gemacht, Waffen, Geräte, Werkzeuge, Gewänder verfertigt. Der durch die Verhältnisse bedingte Uebergang von der

Pflanzen- zur Fleischnahrung veränderte Gebiß, Muskulatur und Nervensubstanz. Neue Vorstellungskreise traten auf, die alten erweiterten sich. Die Sprache wurde reicher, die erhöhte Tätigkeit hatte eine Vermehrung der Verbalwurzel zu Folge. Raum und Zeit gewannen tiefere Bedeutung. Die Schwierigkeit des jagdmäßigen Erwerbes des Unterhaltes gab vielleicht die Anregung zur Zähmung von Haustieren.

So lebte der Eiszeitmensch, umgeben von einer düsteren Natur, mitten in Gefahren, rüstig um sein Leben ringend. Fragen wir nach seinem Charakter, so werden wir in ihm nicht jenen mürrisch-traurigen Einsiedler erwarten dürfen, dessen Bildung unserer Auffassung von seinem grenzenlos armseligen Zustande entspräche. Wir werden ihn vielmehr in dieser Hinsicht dem Grönländer früherer Zeiten vergleichen können. Dieser hat für seine Lebenserhaltung ein großes Maß von Fürsorge aufzuwenden. Allein dieses ist ihm nun einmal geläufig geworden und genügt ihm in der eigentümlichen Beschränkung, in der er lebt. Er sucht keine neuen Wege darüber hinaus, sondern ist mit seiner Lebensausrüstung zufrieden. Thlor stellt den europäischen Eiszeitmenschen dem Eskimo der Hudsonsbai von heute an die Seite, der wie jener von der Jagd des Rentieres lebt und trotz der natürlichen Beschränktheit seiner Erwerbsmittel zu einer für seine Verhältnisse kaum noch zu erhöhenden Lebensfürsorge fortgeschritten ist und dabei mit Vorliebe seine oft lange Zeit brachgelegte Tatlust in gleicher Weise und mit gleichem Geschick beschäftigt.

Für eine höhere Kultur war nun freilich in den Ländern der Gletscher kein Raum. Die ewige Sorge um des Lebens Nahrung und Notdurft verbot jede weitere Tätigkeit, und wenn, wie die Einrichtungen von Tiergestalten auf Knochenstücken zeigen, noch Zeit blieb zu künstlerischen Versuchen, so befanden Material und Zeichnung, in welcher Richtung sich die Gedanken bewegten. Hunger und Liebe waren die Pole, um die sich das Interesse drehte. Niemals konnte sich hier die Kulturmenscherdung vollziehen; das mußte in glücklicheren Breiten geschehen, in Gegenden, gleich weit vom lachenden Ueberfluß wie vom lähmenden Mangel.

Die Klimaänderung, die bereits während der Tertiarzeit zur Erscheinung kam, dann in der Eiszeit mit Nachdruck sich geltend machte, hatte eine Wanderung der Isothermen\*) gegen dem Äquator hin, eine Verschiebung der Wärmezonen zur Folge, die für die Pflanzen- und Tierwelt vielfach Vernichtung brachte, für den die heimatliche Scholle liebenden Menschen aber zumeist die Veranlassung wurde, im Widerstreit mit den veränderten Bedingungen die geistigen Waffen zu schärfen, sich auf eine höhere Stufe des Seins zu erheben, sich zum Herrn der Natur zu machen.

„Wir glauben nicht schluggehen“, sagt Anfel, „wenn wir die günstigsten Lebensbedingungen während der Eiszeit zwischen den Wendekreisen suchen. Nicht in dem rubelosen Ringen um Speise und Trank, schützendes Obdach und wärmendes Gewand wurde hier die menschliche Tätigkeit erschöpft; es blieb auch Zeit, edlere Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn es trotzdem in diesen Breiten zu keiner denkmalbezeugten Kultur gekommen ist, so haben wir die Gründe ebenfalls auf klimatischem Gebiet zu suchen. Die Zeit, die der äquatorialen Menschheit zu ihrer Entwidlung vergönnt war, war zu kurz, als daß dieselbe weit über die Anfänge hinausgekommen wäre. Das organische Werden vollzieht sich eben langsam nach immanenten Gesetzen. Zu früh ging die Eiszeit zu Ende, zu früh sandte die Tropensonne ihre senkrechten Strahlen herab. Jetzt vollzog sich eine umgekehrte Verschiebung der Isothermen nach den Polen hin, mit ihr eine Wanderung der Kultur. Der heilsame Einfluß des jahreszeitlichen Wechsels gewann an Bedeutung, mannigfaltiger wurden die Daseinsbedingungen, individueller die Entwidlung, reicher die Kultur, stofflich wie geistig. Bald waren die subtropischen Länder die klimatisch am meisten begünstigten. In ihnen, in den Breiten des südlichen Mittelmeeres, in Nordafrika und Südasien haben wir darum die ältesten Kulturen zu suchen. Hier vollzog sich der Wechsel ziemlich rasch. Gletscher gab es keine, nur reiche Niederschläge hatte die Eiszeit gebracht. Der Himmel wurde heiterer, die Luft wärmer. Für die alten Kulturen in Mexiko und Peru wurde der Nachteil der Äquatornähe durch die Höhenlage ausgeglichen.“

Der subtropische Eiszeitmensch, glücklicher als sein europäischer Vetter, trat nicht unvorbereitet an seine hohe Aufgabe heran. Immerhin hatte sich die Temperaturabnahme auch in diesen Breiten merklich geltend gemacht. Kämpfte der Mensch auch nicht den harten Kampf der Höhlenbewohner, so war er doch weit entfernt vom Ueberfluß. Seine Muskeln waren erstarrt, sein Geist gewedelt. So begann er seine Mission.

Wenn wir die Tatsache ins Auge fassen, daß die subtropische Kultur in historischer Zeit eine Verschiebung nach Norden erfahren hat; wenn wir weiter bedenken, daß heute die Kultur bis zu 60 Grad nördlicher Breite und darüber gewandert, in ihren alten Sihen aber, wesentlich aus klimatischen Gründen, erstorben ist, so will uns scheinen, als ständen wir noch mitten in dem Prozesse, der zu Ende der Eiszeit begonnen hat. Es muß freilich zugegeben werden, daß die Menschheit mit fortschreitender Erstarkung die räumlichen Horizonte Schritt der Schritt erweitert, trotz ungünstiger Bedingungen, und gerade dort die Kulturarbeit aufnimmt, wo Tatkraft und Intelligenz Triumphe feiern können. Trotzdem sehen wir den Hauptstoß zur nordwärts gerichteten

\*) Manche halten sogar Mitteleuropa für den Ursprungsort der Menschheit

\*) Isothermen = Linien, die auf Landkarten alle Orte mit gleicher Temperatur verbinden,

**Kulturwanderung in klimatischen Veränderungen.** Die Wüste rückt — daran ist nicht zu zweifeln — gegen das Mittelmeer vor. Alle Flussläufe sind vertrocknet; mächtige Ruinen, halb begraben im Sand, sind stumme Zeugen verschwundener Pracht. Und sollte das noch zu Cäsars Zeiten unwirtliche Klima von Deutschland nur historischen Bedingungen seinen heutigen Zustand verdanken? Sicherlich spielen hier auch andere Faktoren eine Rolle: Die Erde ist noch dabei, sich von den Schrecken der Eiszeit zu erholen. In vorzüglicher Weise hat die Eiszeit zur Differenzierung der Menschheit beigetragen. Sie war der Ansporn zu erhöhter Latenzkraft, zu reicherer Muskel- und Geistesaktivität, der Durchgangspunkt zur Kultur. Sie ist die Geburtsstunde der Kulturmenschenheit.

Aber nicht nur für den Körperlich-geistigen Aufschwung der Menschheit ist die Eiszeit von Bedeutung geworden: die fruchtbare lodere Erdoberfläche, die heute den lebendigen Fels weiter Gebiete bedeckt, zum Teil deren landschaftlichen Charakter bestimmt, und in der die gesamte Kultur wurzelt und blüht, sie ist wesentlich das Resultat der eiszeitlichen Massentransporte, mögen diese nun durch Gletscher, Wasser oder Winde erfolgt sein. Bieten uns die älteren geologischen Perioden Kohle und Salz, so spendet uns das Diluvium mehr als jeder andere Untergrund K o r n. Es ist nicht unmöglich, daß die Erde zu Ende der Tertiarzeit eine gewisse Müdigkeit und Erschöpfung zeigte. Die Umhüllung mit fruchtbaren Ablagerungen ist eine Art Verjüngungsprozess. Unter diesem Gesichtspunkte würde sogar der Gedanke an eine Periodizität der Eiszeiten in Ansehung der Zukunft seine Bitterkeit verlieren. Eine künftige Eiszeit wäre allerdings gleichbedeutend mit einer teilweisen Vernichtung und beträchtlichen Einengung der Kultur, dann aber könnte aus dem jungfräulichen Boden neues Leben erblühen.

Dr. J. W.

## Kleines feuilleton.

### Hygienisches.

**Der Arzt und die Fliege.** Vor noch gar nicht langer Zeit wäre man in Versuchung geraten, eine Ueberschrift „Der Arzt und die Fliege“ für den Titel einer lehrreichen Fabel zu halten, die irgendeine Moral durch die Gegenüberstellung dieser beiden anscheinend schwer in Beziehung zu lebenden Wesen zu verknüpfen suchte. Heute weiß man sehr wohl, daß die Fliege und viele ihrer Verwandten aus dem Insektenreiche für die ärztliche Wissenschaft eine ganz außerordentliche Wichtigkeit besitzen und als Vermittler vieler gefährlicher epidemischer Krankheiten eine Rolle spielen, von der man sich noch vor wenigen Jahren nichts träumen ließ. Seither sind berühmte Forscher selbst in ferne Länder gezogen, um dort die Ansteking durch Insektenübertragung zu studieren und Schutzverfahren auszuarbeiten. Als Vater des Gedankens, daß die Insekten die Gesundheit des Menschen und der höheren Tiere bedrohen, nennt ein Mitarbeiter des „Lancet“ den englischen Arzt Patrick Manson, der die Ursache der Malariaübertragung in den Mosquitos vermutete. Die Richtigkeit seiner Hypothese wurde dann bald von Ross in Indien und von den Italienern Grassi und Wignani in glänzender Weise experimentell bestätigt. Bald lernte man die Mosquitos des Gelben Fiebers und der Schlafkrankheit näher kennen, und vieles deutet darauf hin, daß Fliegen in der Ausbreitung der Pestepidemien eine Rolle spielten. In unseren Gegenden sind glücklicherweise keine Epidemien heimisch, die durch Insekten unterhalten werden. Gleichwohl kommen von Zeit zu Zeit heftige akute und in einzelnen Fällen tödlich verlaufende Infektionen vor, die den Titel „Der Arzt und die Fliege“ vom Woden der Fabel auf den der allertraurigsten Wirklichkeit verweisen. Aber diese immerhin vereinzelt Vorkommnisse erschöpfen noch keineswegs die gesundheitsfeindliche Tätigkeit der Insekten. Nur zu leicht kann es vorkommen, daß die gefährlichen Keime, die an ihnen haften, auf Speisen abgeladen werden, deren Genuß dann mehr oder minder schwere Erkrankungen nach sich zieht. Daß die allgemein verbreitete gewöhnliche Hausfliege in dieser Hinsicht keineswegs harmlos ist, hat Dr. Buchanan experimentell erwiesen. Schon der anatomische Bau des Fliegenbeines bringt es mit sich, daß Partikelchen der Gegenstände, über die das Tier hinwegkriecht, daran haften bleiben und am anderen Orte wieder abgesetzt werden, namentlich wenn die Fliege in flüssige Nahrungsmittel hineinfällt. Dr. Buchanan hat seine Versuche in der Weise angestellt, daß er Fliegen über Nährböden hinwegkriechen ließ und die sich entwickelnden Bakterienkulturen studierte. Zunächst zeigte sich das erfreuliche Ergebnis, daß die Uebertragungsfähigkeit für Typhus in dieser Weise eine verhältnismäßig sehr geringe ist. Immerhin wuchsen einige Kolonien, wenn direkte Berührung mit den Ausscheidungsprodukten von Typhuskranken stattgefunden hatte. Unter vergleichbaren Bedingungen wurden auch Staphylokokken und Tuberkelbazillen übertragen. Weit leichter teiler sich die Erreger anderer Krankheiten mit. Fliegen, die über Kadaver von der Schweinepest oder Milzbrand erlegenen Tieren hinweggekrochen waren, trugen zahlreiche Keime mit sich. Auch die Roghkrankheit wurde auf diese Weise überimpft. Neben den Versuchen Buchanan's wiesen auch Beobachtungen im Wurmkriege auf die wesentliche Rolle der Fliegenschwärme bei Verbreitung epidemischer Krankheiten unter den englischen Truppen hin. Zum Glück für uns ist

die Fliegenplage in den gemäßigten Klimaten selten. Man hat nun versucht, die Fliege sogar als ein nütliches „Gastier“ hinzustellen, weil sie angeblich bei ihrem Umhernaschen auf den verjahebensten Speisen Bakterien vertilgen sollte. Dies dürfte in keiner Weise richtig sein. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die mikroskopischen Organismen lebend den Verdauungsstrakt der Fliege passieren und daß das „Umhernaschen“ nur dazu beiträgt, sie rasch zu verbreiten. Man hat daher die Fliege vom hygienischen Standpunkte grundsätzlich als ein Schiefal zu betrachten. Die Gefahr, die sie bedeutet, liegt einmal im Vorhandensein von infizierenden Zentren, zu denen Fliegen Zutritt finden, und in der Leichtigkeit einer darauffolgenden Berührung mit Menschen oder höheren Tieren. Da vornehmlich typhöse und Darmerkrankungen in Betracht kommen, so ist in erster Hinsicht ein hygienisches Anfordern entsprechendes Kanalisations- und Drainierungssystem von größtem Belang. Ebenso ist die rasche Vernichtung tierischer Kadaver, die mit Keimen ansteckender Krankheiten durchsetzt sind, außerordentlich wichtig. Solange die Körper toter Tiere unzerstört sind, ist die Gefahr einer Krankheitsübertragung durch darüber kriechende Tiere nicht allzu groß. Sobald aber die Untersuchung eine bedeutliche Infektion festgestellt hat, muß sofort zur Vernichtung der Leberbleibsel mittels Feuers oder zum Begraben in hinreichender Tiefe geschritten werden. Jedenfalls wird die Erkenntnis der Gefahr auch dazu beitragen, die Vorkehrung im Hause zu erhöhen. Es ist sicher nicht unbedenklich, Speisen und Speisereste den Fliegen preiszugeben. Und wenn auch die Gefahr nicht übertrieben dargestellt und aufgezeigt werden soll, wird doch die Fürsorge nach dieser Richtung in manchem Falle schlimmen Folgen vorbeugen können.

### Archäologisches.

**Das Wikingerschiff von Oseberg.** Der Direktor des AltertumsMuseums von Kristiania, Gabriel Gustafson, hat soeben der Pariser Akademie der Inschriften eingehenden Bericht erstattet über einen außerordentlich interessanten Fund, der kürzlich in Norwegen gemacht wurde. Die alten Wikinger pflegten bekanntlich ihren Toten in einem Schiffe ihre letzte Ruhestätte zu geben, das dann nahe der Meeresküste begraben und mit einem hohen Hügel bekrönt wurde. Diese Begräbnisstätten, die stets unter feierlichen Zeremonien errichtet wurden, finden sich besonders zahlreich am Fjord von Kristiania. Die kleineren Grabschiffe sind meist durch die Erde und die Einwirkung der Zeit zerstört, und nur die erhaltenen Nägel und Metallteile gestatten Rückschlüsse auf die Dimensionen der Fahrzeuge. Allein bisweilen, wenn die Erde des Grabhügels der Konservierung besonders günstig ist, wenn sie saure Tonerde enthält, findet man noch mehr oder minder größere Teile, die gut erhalten sind und die Jahrhunderte überdauert haben. Einer der bedeutsamsten Funde dieser Art ist jetzt auf dem Gute Oseberg, in der Nähe von Tonsberg, etwa vier Kilometer vom Meere entfernt, gemacht worden. Schon bei Beginn der Ausgrabungsarbeiten bemerkte man mit Ueberraschung, daß die beiden Enden des Schiffes, der Vorder- und der Hinterleib, reich mit prachtvollen Skulpturen verziert war, und im Verlaufe der weiteren Arbeiten fand man eine Fülle sehr interessanter und außerordentlich schöner Antiquitäten bisher unbekannter Formen, die durchweg mit einer überraschenden Eleganz und Kunst gearbeitet waren. Ueber der Mitte des Schiffsrumpfes, unmittelbar hinter dem Großmast, war das Totenzimmer errichtet; es zeigte sich bald, daß dieses in früheren Zeiten von Räubern heimgesucht worden war. Der größte Teil des Inhaltes war entführt, und deutlich wahrte man noch die Spuren der Artiebe in der Seitenwand des Schiffes und die Bahn, die die Räubere sich geschaffen hatten, um ins Innere einzudringen. Unter den Trümmern und in dem Totengemach fand man menschliche Gebeine. Es waren die Reste zweier weiblicher Skelette, wahrscheinlich einer angesehenen Frau, der das Schiff als Grab diente, und einer Sklavin, die, dem Brauch der Zeiten folgend, die Herrin in den Tod begleiten mußte. Eine reiche Auswahl weiblicher Gebrauchsgegenstände, Spinn- und Webegeräte, ja sogar noch Wollreste und Wachs fielen den Forschern in die Hände. Unter anderem fand man einen bierräderigen Karren, vier Schlitten, mehrere Lagerstätten, einen Schleifstein, Küchengeräte, Holzkelch und Eimer, große Egentrüben, die noch allerlei Gerät enthielten, Stoffreste und sogar noch Federn und Eiderdaunen, die den von der Zeit vernichteten Rissen und Polstern entstammten. Besonders interessant war ein runder Stamm, reich mit Runen (Schriftzeichen) bedeckt. Auch ein völlig erhaltener Anker wurde gefunden und große Ansäufungen von Tiergebeinen, Pferden, Oäsen und Hunden, die bei den Leichenfeierlichkeiten geopfert wurden, und deren Reste teils in, teils außerhalb des Schiffes ihren Platz fanden. Vor allem überraschte die Fülle an ornamentierten Gegenständen; eine große Zahl ist von ganz hervorragender Schönheit und zeigt eine Reliefornamentik, deren Motive vorwiegend der Tierwelt entlehnt sind. Die Mehrzahl der Gegenstände ist in Holze gearbeitet, bisweilen in noch weicheeren Holzarten; um ihre Erhaltung zu sichern wird eine langwierige und sorgsame Behandlung erforderlich werden. Nach der Ansicht von Gustafson muß man das Wikingerschiff auf Grund seiner Form und der Ornamentik der Zeit gegen 800 zuweisen; elf Jahrhunderte also hat es in dem Grabhügel gelegen, ohne der Vernichtung anheim zu fallen.